



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein römischer Gesellschaftsroman

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sich dagegen aufbäumen. Die Kinder müssen schweigen — sich sogar glücklich preisen, daß sie unter dem „Volke der Denker“ groß werden dürfen. *Difficile est, satiram non scribere.* Die minderbegabten helfen sich freilich dadurch, daß sie sich so hermetisch wie möglich gegen alles verschließen. Die besserbegabten aber werden Konfusionsräte, wohl vorbereitet, die widersinnigsten Aufstellungen der Sozialdemokratie in sich aufzunehmen.

Man beschränke sich doch — selbst wenn wir akademisch gebildete Volksschullehrer erhalten sollten — auf Religion, Lesen, Rechnen und Schreiben. Geschichte, Geographie u. s. w. können im Anschluß an das Lesebuch behandelt werden. In der Hauptsache überlasse man sie der Fortbildungsschule.

So allein wird unser geistig überfülltes Volk wieder gefunden.

Keine kirchliche, keine staatliche Schulaufsicht wird etwas bessern in den von jedem Patrioten als unhaltbar gefühlten Bildungsverhältnissen unsers Volkes. Da hilft nicht Kraut noch Pflaster, sondern allein der Bruch mit dem System der Lehrerbildung sowohl wie der Volksschulbildung. *Dixi et salvavi animam meam.*



## Ein römischer Gesellschaftsroman



Das Aufstreben der untern Stände bringt allen Völkern heftige Erschütterungen. Segensreich wird es, wenn die in die obern Stände eindringenden diesen an sittlicher Tüchtigkeit gleich oder wohl gar überlegen sind. Der Kampf um die Gleichberechtigung, den im republikanischen Rom die Plebejer gegen die Patrizier führten, und die im kaiserlichen Rom erzwungne Ausgleichung zwischen dem rechtlosen provincialis und dem bevorrechteten civis Romanus hatten für den römischen Staat ähnliche heilsame Folgen, wie für das deutsche Volk im Mittelalter der Kampf der Zünfte gegen die Geschlechterherrschaft und in neuerer Zeit das Aufstreben des bürgerlichen Standes. Unheilvoll dagegen ist es, wenn Angehörige eines fremden Stammes eine Stellung im Staat erringen, die ihnen nicht gebührt. Wir Deutschen leiden seit Jahrzehnten an den Folgen der allzu großen Bereitwilligkeit, womit man die Juden in unser Volk aufgenommen hat. Und schon vor zwei Jahrtausenden hatte das römische Volk einen gleichen Fehler zu büßen. Das Emporkommen der Judenthümlichkeit in Deutschland ist von ähnlichen Folgen begleitet, wie das Emporkommen der Freigelassenen im kaiserlichen Rom.

Der ganze Drontes, klagt Juvenal, sei in den Liber eingeströmt. Die Juden und ihre semitischen Stammesverwandten aus Syrien und vom Euphrat

hatten sich zu Haufen in die großen Städte des Altertums gedrängt, nach Rom, nach Alexandrien und nach Antiochien am Orontes, so wie sie jetzt in Berlin, in Breslau und in Frankfurt am Main zu Tausenden sitzen. Mit Verachtung, aber zugleich mit Sorge blickten die Römer auf diese Fremdlinge, deren Körperbau von dem ihrigen ebenso verschieden war, wie ihre Denkungsart, ihre Sitte und ihr Glaube anders waren als die römischen. Man suchte sich von ihnen zu befreien. Schon im Jahre 139 vor Christo wurden mit den Chaldäern auch die Juden aus Italien ausgewiesen, und auch aus späterer Zeit hören wir, daß diese Fremdlinge, die „allen Menschen zuwider“ waren, mit Gewalt vertrieben wurden. Aber trotz dieser Maßregeln wuchs ihre Zahl von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, gewiß auch infolge der Kriege, die im ersten vorchristlichen und im ersten nachchristlichen Jahrhundert in Vorderasien geführt wurden. Die als Sklaven nach Rom gekommen lebten bald als Freigelassene unter den Römern und bildeten mit ihren Glaubensgenossen, die als Händler eingedrungen waren, eine so starke Gemeinde, daß sie ihren Einfluß schon zu Ciceros Zeit sogar auf politische Angelegenheiten auszuüben wagten.

Ihr Einfluß war um so mächtiger, als viele von ihnen durch Handelsgeschäfte den Besitz großer Reichtümer erlangt hatten. Die reichsten Männer Roms waren nicht Senatoren oder Ritter, sondern Freigelassene. Ein Freigelassener des Pompejus soll gegen zweiundzwanzig Millionen Mark hinterlassen haben, und die beiden Freigelassenen des Kaisers Claudius, Pallas und Narcissus, sollen sogar gegen sechzig und neunzig Millionen schwer gewesen sein, sodaß man spottete, der Kaiser, der oft in Geldverlegenheit war, thäte am besten, wenn er sich in den Bund seiner Freigelassenen als dritten aufnehmen ließe. Maßlos wie der Reichtum war auch das verschwenderische und prunkvolle Auftreten dieser Männer. Sie, die viele noch als Sklaven gekannt hatten, saßen nun in schneeweißen Gewändern, mit einem Purpurmäntelchen, in scharlachroten Schuhen, blizende Ringe an den Fingern und das gekräuselte Haar von Wohlgerüchen dustend auf den vordersten Reihen des Theaters. In ihren Palästen waren silberne Gefäße, in die der Ertrag eines ganzen Bergwerks verarbeitet war; ihre Töchter schmückten sich vor Spiegeln, die mehr kosteten, als in frühern Zeiten die Töchter verdienter Männer vom Staate zur Mitgift erhalten hatten, und in ihren Prunksälen speiste man wie bei Lucull und in der „feinsten“ Gesellschaft, denn zu ihren Festen kamen Senatoren und Ritter. Ja mancher, der früher die Peitsche gefühlt hatte, trug jetzt selber den goldnen Ring, das Abzeichen der Erhebung in den Ritterstand, und blickte mit dem Stolz und dem plumphen Hochmut des Emporkömmlings auf den bessern Mann, der sich von der wahnsinnigen Verschwendung und dem züchtlosen Leben dieser Kreise fernhielt.

Am wildesten und ausgelassensten wurde der Tanz um das goldne Kalb, als es den Freigelassenen gelang, die Majestät des römischen Kaisers mit ihren

Netzen zu umstricken. Kaiser Claudius war der Schwächling, der seinen Freigelassenen Pallas und Narcissus die Machtfülle der kaiserlichen Gewalt überließ, sodaß sie Ämter und Statthalterschaften nach Willkür unter ihre Günstlinge verteilen und über ihre Gegner Verbannung und Tod verhängen konnten. Damals war es möglich, daß man einem Pallas einen Stammbaum anzudichten wagte, der ihn zum Sprößling eines arkadischen Königs machte, und daß man im Senat alles Ernstes von diesem „uralten Adel“ sprach; damals wurden auch Töchter der edelsten Geschlechter Roms zu Gattinnen der kaiserlichen Freigelassenen herabgewürdigt. Denn nur selten wagte man den Wünschen und dem Verlangen der allmächtigen Männer zu widerstehen, und wenige Römer hatten den Mut, wie jener Lateranus, der einem kaiserlichen Freigelassenen, der ihm den Zutritt zum Kaiser Nero sperren wollte, entgegnete, nicht mit dem Diener, sondern mit dem Herrn hätte er zu sprechen.

In diese Zeit, wo der Übermut der Freigelassenen am höchsten war, führt uns ein römischer Roman, der wahrscheinlich unter der Herrschaft Neros geschrieben worden ist: Die Satiren des Petronius Arbitr. Der Verfasser war wohl jener Gajus Petronius, von dem Tacitus erzählt, er hätte sich als Prokonsul und Konsul den hohen Anforderungen seines Amtes völlig gewachsen gezeigt, wäre aber dann einem solchen Genußleben verfallen, daß ihn Kaiser Nero seiner Freundschaft gewürdigt, ihn in den engen Kreis seiner vertrautesten Genossen gezogen und seinen „Schiedsrichter in Geschmackssachen“ (*arbitr elegantiae*) genannt hätte. Als er endlich im Jahre 66 beim Kaiser verdächtigt worden wäre, hätte er als ein Virtuoso in der Kunst des Genießens sogar seinen Selbstmord zu einer Art von leichtfertigem Schauspiel für sich und seine Freunde gemacht, vorher aber hätte er noch die Memoiren der Ausschweifungen Neros und seiner Genossen und Genossinnen niedergeschrieben und dem Kaiser versiegelt zugeschickt.

Man hat gemeint, die Schandschrift, die der Sterbende dem Kaiser sandte, wäre der uns erhaltne Roman gewesen. Dies ist nicht wohl möglich. Wahrscheinlich aber bleibt es doch, daß der Verfasser unsers Romans eben jener Freund Neros gewesen ist. Jedenfalls muß er zu Neros Zeit geschrieben haben und ein Mann gewesen sein, der auf der Höhe der damaligen Bildung stand und im guten wie im schlimmen eine große Weltkenntnis besaß. Die Bruchstücke seines Romans sind ebenso ausgezeichnet durch Geist, Witz und Eleganz der Form, wie durch zügellose Frechheit. Es ist die Odyssee zweier Freigelassenen, Encolpius und Ascyltos. Wie Odysseus durch den Zorn des Poseidon umhergetrieben wird, so hat sich Encolpius den Zorn des — Priapus zugezogen und irrt unter den Verfolgungen dieses für ihn wichtigsten Gottes von einem Abenteuer zum andern. Schamlos wie die Begründung dieser Irrfahrten, ist auch ihre Schilderung. Unter den vielen schmutzigen Erzeugnissen des Altertums ist dies wohl das schmutzigste. Aber zwischen den

widerlichen Bildern der Unzucht stehen umfangreiche Heldengedichte, wie die Zerstörung Troias und der Bürgerkrieg, geistvolle Verspottungen von Gedichten des Nero und des Lucanus, eine so hübsche Fabel, wie die von der Matrone in Ephesos, und ein so köstliches Sittenbild, wie das Gastmahl des Trimalchio. Auf ihren Irrfahrten sind die Abenteurer nämlich nach Cumä gekommen und folgen in der üppigen Stadt der Einladung eines ihrer reichsten Bürger, des Trimalchio. Auch dieser ist ein Freigelassener. Der ganze Roman ist ja geradezu ein Freigelassenenroman. Die beiden Helden sind Freigelassene, ihre Freunde und Freundinnen gehören demselben Stande an, und an Trimalchios Tafel sind die besten Plätze von Freigelassenen eingenommen.

Da ist zunächst der Hausherr selbst. Trimalchio — schon der Name deutet auf seine semitische Abstammung und seinen Prozensinn hin — ist als Knabe aus Asien nach Rom gekommen. Vierzehn Jahre lang war er der „Liebling“ seines Herrn, und er gesteht dies auch ganz offen ein, denn, so meint er, „was der Herr befiehlt, ist keine Schande. Ich befriedigte aber auch meine Herrin. Ihr wißt, was ich meine. Ich schweige, weil ich nicht zu den Prahlern gehöre. Übrigens wurde ich mit göttlicher Hilfe (ich bekam die Kasserierstelle) Herr im Hause, und mir nichts dir nichts hatte ich den Prinzipal in der Tasche. Ums kurz zu machen, er setzte mich zum Miterben des Kaisers ein, und ich bekam ein anständiges Vermögen.“ Nun trat er, etwa fünfzigjährig, als Herrscher auf. „Ich baute fünf Schiffe, lud Wein — und damals war er Gold wert — und schickte sie nach Rom.“ Aber alle Schiffe litten Schiffbruch. „Thatsache,“ erzählt er, „keine Erfindung. An einem Tage schluckte der alte Neptun dreißig Millionen. Glaubt ihr, daß ich die Courage verlor? Nein, meiner Treu, ich merkte den Verlust gar nicht. Ich baute andre, größere, bessere und glücklichere. Ich lud wieder Wein, Bockfleisch, Parfümerien, Sklaven. Was die Götter wollen, geschieht schnell. Mit einer Fahrt schlug ich zehn Millionen zusammen. Sofort kaufte ich alle Besitzungen zurück, die meinem frühern Herrn gehört hatten. Ich baute ein Haus, kaufte Wagen und Pferde, Sklaven. Was ich anrührte, ging in die Höhe wie auf Hefen. Wie ich mehr hatte, als meine ganze Vaterstadt — einen Strich gemacht! Ich zog mich vom Handel zurück und trieb“ — Geldgeschäften! Und da er selbst nun ein vornehmer Herr geworden ist, läßt er seine Freigelassenen für sich wuchern. Den Adel hat er zwar noch nicht bekommen, aber als *Sevir Augustalis* verwaltet er sogar ein priesterliches Amt, und sein Vermögen wächst noch immer. Er weiß gar nicht, wie viel er hat, so reich ist er. Er hat Besitzungen von Campanien bis nach Apulien hin und gedenkt sich auch in Sizilien anzukaufen, um bei einer Reise nach Afrika ganz durch eigenes Land fahren zu können. Und seine Güter sind von den besten. Er braucht nichts zu kaufen. Alles wächst auf seinem eignen Boden, Wolle, Pomeranzen, Pfeffer, ja sogar attischer Honig, denn er hat sich Bienen von

Athen bringen lassen, und Champignonsamen soll ihm aus Indien geschickt werden. Sein neuer Palast hat vier Speisesäle, zwanzig Schlafzimmer, zwei mit Marmor ausgelegte Kolonnaden, zahlreiche Sklavengelasse und Gastzimmer und, so prahlt er, zwei Bibliotheken, eine griechische und eine lateinische. Denn er wird zwar, wie man später ausdrücklich auf seinem Grabmal bemerken soll, dreißig Millionen hinterlassen und hat nie einen Philosophen gehört, aber er verachtet die Wissenschaft keineswegs. Zum Hausgebrauch hat er genug Bildung, und er läßt gern seine Weisheit hören. So erzählt er den staunenden Gästen von dem Ursprung des berühmten korinthischen Erzes, das sich damals, als Hannibal, dieser schlaue Bursche und große Spitzbube, das reiche Troia verbrannte, aus der Mischung der im Feuer schmelzenden bronzenen, silbernen und goldnen Kunstwerke gebildet hätte. Von diesem entsetzlichen Kriege erzählt bekanntlich Homer, daß er wegen der Helena, der Schwester des Diomedes und Ganymedes, entstanden wäre, denn Agamemnon hätte das Mädchen geraubt und der Diana dafür eine Hirschkuh untergeschoben. Auch die in Silber getriebnen Darstellungen an seinen Bechern weiß Trimalchio sinnvoll zu deuten: Kassandra tötet ihre Söhne, und Niobe wird von Dädalus ins troianische Pferd eingeschlossen. Noch gehaltvoller sind die Urteile, die der alte Herr über die Dichtkunst fällt. Nach seiner Meinung, die bei den Gästen jubelnden Beifall findet, ist unter allen Dichtern Mopsus aus Thracien der größte, Cicero der beredteste, Publilius Syrus der moralischste. Was er freilich unter Moral versteht, ist nicht ganz klar. Seine eigne Moral ist sehr brüchig. Die höchste sittliche Anschauung, zu der er emporgedrungen ist, heißt: „Viel Geld, viel Ehr,“ oder um mit seinen eignen Worten zu sprechen: „Habe einen As, so giltst du einen As; was du hast, dafür wirfst du gelten.“

Trimalchios Freunde sind vom gleichen Schlage. Auch sie sind aus dem Sumpfe des Sklavenlebens auf allerlei unsaubern Wegen emporgekommen, sie sind, wie einer von ihnen offenherzig bemerkt, gewachsen wie auf Mist. Geld, Weiber, gut Essen und gut Trinken, nicht zu selten ein Gladiatorenspielchen und eine lustige Posse im Theater oder ein unzüchtiges Tänzchen — das füllt ihr Leben und dünkt ihnen besser, als alle „Mathematiken und Ästhetiken und all der andre Unsinn.“ Den „heiligen Greiszu“ verehrt auch Trimalchios Mitfreigelassener Hermeros, der sich — ein beißender Spott auf den neubacknen Geldadel der Hauptstadt — „königlichen“ Geblütes rühmt. „Die ganze Gelehrsamkeit,“ meint er, „ist reiner Quark, und sieht man sich die Studirten näher an, so findet man, daß keiner einen Dreier wert ist.“ Nur wo die Wissenschaft zum Geschäft wird, da wächst auch ihre Achtung, und voller Bewunderung blickt Echion, der Fabrikant der Lappendecken, auf den Rechtsanwalt Phileros, den er noch gekannt hat, als er Säcke schleppte, und der sich jetzt sogar gegen den beliebtesten Anwalt der Stadt breit macht. „Ja ja,“ ruft er endlich aus, „Bildung ist ein Schatz, und was man gelernt hat, das

bleibt ewig.“ Geld und Habe dagegen kann einem verloren gehen. Darum muß man genießen, so lange man reich ist, erlaubtes und unerlaubtes. Das ist ja doch das einzige, was man von dieser Welt mit sich nimmt. Leicht kann man verarmen, wie Julius Proculus, der doch ein so anständiges Geschäft betrieben hat. „Er war Begräbnisunternehmer. Er pflegte zu speisen wie ein König: Wildschweine in der Decke, Konditorauffäge, Geflügel, Küche, Konditoren! Unter den Tisch wurde mehr Wein gegossen, als mancher im Keller hat.“ Auch Habinnas, der Inhaber einer Steinmehlenwerkstatt und Trimalchios würdiger Freund, liebt es, sich gehörig anzuseuchen, besonders bei dieser Kälte, denn ein warmer Trunk, meint ein anderer, ist wie ein Schneider, der einem einen dicken Rock schafft.

Die innre Gemeinheit und Böbelhaftigkeit und die Urteils- und Geschmackslosigkeit dieser Emporkömmlinge bilden zu der Pracht, die sie umgiebt, und zu ihrem prohenhaften Auftreten einen köstlichen Gegensatz. Drollig ist schon die Schilderung, wie die beiden Helden des Romans den Trimalchio zum erstenmale sehen. Sie erblicken in der Badeanstalt einen kahlköpfigen alten Herrn, mit Pantoffeln bekleidet und in ein rotes Gewand gehüllt, umgeben von schön gelockten Knaben, mit denen er Ball spielt. Fällt dabei einer der grünen Bälle zu Boden, so darf er ja nicht aufgehoben und weiter geworfen werden. Das wäre ja plebejisch! Er muß liegen bleiben, und ein Eunuch, der dabei steht, hat das Amt, die auf die Erde gefallnen Bälle zu zählen. Ein zweiter Eunuch hält einen silbernen Nachtopf bereit, und wenn der Herr mit den Fingern schnalzt, hält er ihm das Gefäß unter, während jener zu spielen fortfährt. Das ist Trimalchio! Ganz voll von Bewunderung, folgen ihm die beiden Abenteuerer in den Palast, wandern durch die mit Gemälden geschmückten Gänge in den Speisesaal und nehmen mit den andern Gästen Platz.

Die ganze Dienerschaft scheint aus Sängern zu bestehen. Auf jede Frage antwortet gellender Gesang. Man könnte glauben, im Theater bei der Auführung einer Pantomime mit Chorbegleitung, nicht im Speisesaal eines Wohnhauses zu sein. Zuerst fehlt Trimalchio noch. Nach einer neuen Mode bleibt für ihn der erste Platz leer. Erst als den Gästen grüne und schwarze Oliven, gebratne Haselmäuschen, heiße Würstchen, Damascenerpflaumen und Granatäpfel als Vorspeise vorgesetzt worden sind, läßt er sich unter den Klängen eines Orchesters hereintragen. Sein Anblick ist so wunderbar, daß die beiden Schelme kaum das Lachen verbeißen können. Er streckt seinen glattrasierten Kopf aus einem scharlachroten Schlafrock heraus, und um den mit Zeug bepäckten Hals hat er noch ein Tuch mit breiter roter Borte und links und rechts herabhängenden Fransen gelegt; Ringe und Ketten von Gold und Elfenbein schmücken seine Finger und seinen rechten Arm.

Er entschuldigt sein Zuspätkommen mit den Worten, eigentlich hätte er überhaupt noch keine Lust gehabt, zum Essen zu kommen, aber um seine Gäste

nicht länger aufzuhalten, hätte er auf sein Behagen verzichtet. Nun will er aber wenigstens sein Würfelspiel noch beenden, und er spielt mit knotigen Späßen. Bald wird der zweite Gang der Vorkost aufgetragen, eine hölzerne Henne, unter deren Flügeln Pfaueneier liegen, die aus Mehlteig geformt sind, und von denen jedes eine fette Feigenschnecke in gepfeffertem Eidotter enthält. Bei diesem Leckerbissen unterbricht Trimalchio endlich sein Spiel. Als dann ein Sklave beim Abräumen eine silberne Schüssel zu Boden fallen läßt und rasch wieder aufhebt, befiehlt der Herr, den ungeschickten zu ohrfeigen und die Schüssel wieder hinzuwerfen. Sie wird mit dem Kehricht hinausgefegt. Nun giebt es auch bessern Wein, „hundertjährigen“ Falerner, und der Hausherr macht seine Gäste besonders darauf aufmerksam: „Gestern — meint er — setzte ich nicht so guten vor, und es speisten doch viel anständigere Leute bei mir!“

Ganz wunderbar ist der dritte Gang des Voressens. Auf einem runden Speisebrett sind auf den Bildern der zwölf Himmelszeichen verschiedene Gerichte aufgetischt, auf dem Widder Widdererbsen, auf dem Stier ein Stück Rindfleisch, auf dem Löwen eine afrikanische Feige und auf den andern Bildern andre geringe Speisen mehr, sodaß die Gäste etwas verstimmt werden. Da befiehlt Trimalchio plötzlich: „Ich schlage vor, die Mahlzeit zu beginnen,“ und unter Orchesterbegleitung bringen vier Diener fettes Geflügel und Sauereuter, einen mit Flügeln ausgestatteten Hasen, der wie ein kleiner Pegasus aussieht, und Fische in einer gepfefferten Brühe. Erfreut fallen die Gäste über die guten Dinge her. Dann findet Encolpius Zeit, seinen Nachbar Hermeros zu fragen, wer denn die Frau sei, die fortwährend geschäftig hin- und herläuft. „Trimalchios Gemahlin — ist die Antwort —, sie heißt Fortunata, eine, die das Geld mit dem Scheffel mißt. Und ganz vor kurzem, was war sie da? Mit Respekt zu sagen, du hättest nicht ein Stück Brot aus ihrer Hand genommen. Jetzt ist sie, Gott weiß wie und warum, Nummer eins geworden und Trimalchios rechte Hand. Sie ist nüchtern, genügsam, weiß guten Rat, hat aber eine böse Zunge — eine rechte Sofaekster.“ Noch zärtlichere Beinamen erhält sie von Trimalchio selbst. Er nennt sie gelegentlich eine Gassenmusikantin, die er vom Gerüst auf dem Sklavenmarkt heruntergeholt hat, seine Viper, seine Schnarchliese und seine Kommissprinzessin.

Die Unterhaltung der Gäste, die dem Weine tüchtig zusprechen, wird immer munterer, da wird unter gewaltigem Halali und unter dem Gebell lakonischer Hunde der zweite Gang der Hauptmahlzeit aufgetragen, ein riesiger Eber, um den kleine Ferkelchen aus hartem Gebäck liegen. Ein härtiger Kerl mit Binden um die Beine und einem Jagdmäntelchen stößt dem Eber sein Jagdmesser in die Seite, worauf sogleich lebende Krammetsvögel hervorfiegen. Als Zukost werden die Vögelchen rasch an Leimruten gefangen und gebraten, außerdem werden frische und getrocknete Datteln verteilt, die in zwei kleinen

Körbchen an den Mauern des Ebers aufgehängt gewesen sind. Nach diesem Gange erhebt sich Trimalchio, um auf den Nachtstuhl zu gehen. Nach geraumer Weile zurückgekehrt, bittet er seine Gäste, es ihm nicht übel zu nehmen, seit mehreren Tagen sei sein Leib nicht in Ordnung. Aber Granatapfelschale und Kien in Essig haben ihm geholfen. „Übrigens brummt es mir um den Magen herum, man möchte denken, es sei ein Ochse. Wenn also einer von euch seinerseits was machen will, so braucht er sich nicht zu geniren. Keiner von uns ist mit einem Verschluß zur Welt gekommen. Auch beim Essen halte ich keinen ab, sich Erleichterung zu verschaffen. Wenn mehr kommt, so steht draußen alles bereit: Wasser, Nachtstühle und die sonstigen kleinen Erfordernisse.“

Die beiden Freunde bersten fast vor Vergnügen und nehmen öfter einen Schluck Wein, um das Lachen zu unterdrücken. Aber sie haben den Gipfel der Genüsse noch nicht erklimmt. Nachdem man noch ein gewichtiges Schwein, das mit Blut- und Bratwürsten gefüllt ist, aufgetragen hat, tritt ein Schreiber an die Tafel und liest wie aus einem amtlichen Tagesanzeiger vor: „Am 26. Juli: Auf dem Landgute bei Cumä, das Trimalchio gehört, geboren dreißig Knaben, vierzig Mädchen. Von der Tenne auf den Speicher gebracht fünfhunderttausend Scheffel Weizen; fünfhundert Ochsen eingefahren. Am selben Tage: Der Sklave Mithridates wurde ans Kreuz geschlagen, weil er den Genius unsers Herrn gelästert hatte. In die Kasse abgeführt, was nicht angelegt werden konnte: Zehn Millionen Sesterzen.“ Ja, der Reichtum des Hausherrn ist gewaltig groß. Und wie geschmackvoll sind die Überraschungen, die er seinen Gästen bietet! Nachdem das Riesenschwein verzehrt worden ist, fordert er, der Trunkenheit schon sehr nahe, seine „Sofaelfter“ zu einem unzüchtigen Tanz auf, wie sie ihn von früher her kennt, und beginnt selbst die Rolle eines beliebten Pantomimen nachzuahmen, und Fortunata muß ihn flüsternd darauf aufmerksam machen, daß dergleichen gemeine Possen zu seiner Würde nicht paßten. Dann kommen endlich die Gaukler. Aber ihre Schaufstellungen nehmen ein jähes Ende, denn ein Knabe stürzt von der Leiter und fällt auf Trimalchios Arm. Die Ärzte rennen herbei, und allen voran Fortunata mit aufgelöstem Haar. Der gequetschte Arm wird mit Wolle umwunden, der Knabe aber wird freigelassen, damit man nicht sagen könne, ein so großer Mann wie Trimalchio sei von einem Sklaven beschädigt worden.

Eine hereinstürmende Schar von Griechen und Trojanern bringt den Gästen neuen Genuß. In ihrer Mitte wird ein gefottnes Kalb auf einer zweihundert Pfund schweren Silberschale aufgetragen, und ein Grieche zerstückelt den Braten mit einem Schwert, das er wie rasend um sich schwingt: das ist der rasende Liag unter den Viehherden der Achäer! Im Takt, bald mit scharfen, bald mit flachen Hieben suchtelnd, spießt er die Stücke auf und verteilt sie unter die erstaunten Gäste. Plötzlich erkracht der ganze Saal, die getäfelte

Decke schiebt sich aus einander, und ein gewaltiger Reifen, an dem rund herum goldne Kränze und Flaschen wohlriechender Salben hängen, wird von oben herabgelassen. Die Gäste nehmen die Geschenke in Empfang und geben sich dann wieder dem Gelage hin. Es wird schwerer Wein gemischt, und Trimalchio befiehlt: „Wenn einer nicht nehmen will, gießt es ihm über den Kopf!“ Dabei werden Gespenstergeschichten erzählt, bei denen sich sogar dem kahlen Hausherrn die Haare auf dem Kopfe sträuben. Immer neue Speisen werden gebracht: jedem Gast ein Masthuhn, dann Krammetsvögel aus feinem Weizenmehl, mit Rosinen und Nüssen gefüllt, Mustern, und endlich eine gemästete Gans, Fische und allerlei Vögel, alles aus Schweinefleisch zubereitet. Denn Trimalchios Koch ist ein kunstreicher Mann. Es giebt keinen kostbareren Menschen. Wenn es verlangt wird, macht er aus dem Euter einer Sau einen Fisch, aus Böckelfleisch eine Wildtaube, aus Schinken ein Turteltaubchen und aus einem Hüftknochen eine Henne. Zur Belohnung erhält der Mensch, der nach Saucen und Gewürzen stinkt, auf Trimalchios Befehl einen Platz an der Tafel. Man beschließt, bis Tagesanbruch bei Tische zu bleiben, und um den Rausch los zu werden, verfügt man sich ins Badezimmer zu einem gemeinsamen Bad. Aber die Trunkenheit wird immer widerlicher und Trimalchios Benehmen immer ekelhafter. Dem Elend verfallen, gedenkt er mit heftigem Weinen seines Todes, und unter dem lauten Geheul seiner Gäste und der ganzen Dienerschaft wünscht er allen ein Lebewohl! Er streckt sich wie tot auf den Kissen aus, die Hornbläser tuten wie zu einem Begräbnis, und ein Sklave des Begräbnisunternehmers Julius Proculus bläst ein solches Fortissimo, daß die ganze Nachbarschaft aufwacht und die Feuerwehr in der Meinung, es brenne, mit Wasser und Ärten in den Palast einbricht. Da wird es selbst den beiden Helden des Romans, diesen hartgesottnen Sündern, zu viel. Sie benutzen die günstige Gelegenheit und verschwinden ohne Abschied.

Das Gastmahl des Trimalchio ist nur ein Bruchstück des ziemlich umfangreichen Romans, dessen pikanteste Stellen schon im Altertum für einen litterarischen Feinschmecker, wie es scheint, ausgeschrieben worden sind, wodurch große Teile des Ganzen verloren gegangen sind. Von dem erhaltenen ist das Gastmahl des Trimalchio das bedeutendste an Umfang wie an Wert. Doch sind auch die andern Bruchstücke für unsre Kenntnis des römischen Lebens und für die Geschichte des Romans wichtig.

Petrons Satiren sind der älteste bekannte Gesellschaftsroman, ausgezeichnet durch die glänzende Schreibweise des Verfassers und durch das Leben und die Wahrheit der Schilderung einer Zeit, in der der alte römische Adel mehr und mehr schwand und der neue Geldadel schon in seinem Emporkommen die Keime der Verwesung in sich trug. Unter den Erzeugnissen des Altertums steht dieser Roman einsam da. Er gleicht in seiner Art am meisten dem Grimmsenhausenschen *Simplicissimus* oder besser noch den französischen Gesellschafts-

romanen des vorigen Jahrhunderts, die ebenfalls eine große Weltkenntnis und die Lebenswahrheit der Schilderung mit der Vorliebe für das unanständige verbinden. Ein Franzose war auch der erste Übersetzer des Romans, während die Deutschen erst durch Wilhelm Heinse, der in Petron einen Geistesverwandten zu erkennen meinte, eine Übersetzung davon erhielten. Doch leiden diese und spätere Übertragungen an einer gewissen Ungelenkigkeit und an Mißverständnissen, die durch die Schwierigkeit verursacht worden sind, Petrons Sprache in all ihrer Feinheit, mit den zahlreich eingestreuten Sprichwörtern und der absichtlichen Beimischung von volkstümlichen Ausdrücken und Sprachfehlern, aus denen es zuweilen wie ein Mausekeln zu uns tönt, in einer neuen Sprache wiederzugeben. Erst Ludwig Friedländer hat den bedeutendsten Abschnitt des Romans, das Gastmahl des Trimalchio, mit wahrer Meisterschaft übersezt\*) und mit seiner umfassenden Kenntnis des römischen Lebens aufs trefflichste erläutert. Der einleitende Abschnitt über Petrons Leben und sein Werk, der Abdruck von Leibnizens Bericht über die Aufführung des Gastmahls des Trimalchio am Hofe von Hannover im Jahre 1702 und die Darstellung des Städtewesens in Italien im ersten Jahrhundert sind ebenso wertvolle Beigaben, wie die erklärenden Anmerkungen, die dem Text und der Übersetzung folgen. Alle, die des Verfassers Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms kennen und schätzen, werden auch in diesem Buche Friedländers reiche Belehrung und Unterhaltung finden.



## Robert Schumanns Briefwechsel mit Henriette Voigt

Mitgeteilt von Julius Gensel

1



n der „Erinnerung an eine Freundin,“ die Robert Schumann in Nr. 40 seiner „Neuen Zeitschrift für Musik“ vom 15. November 1839 der kurz zuvor verstorbenen Henriette Voigt gewidmet hat, ist einer interessanten Sammlung von Briefen gedacht, die aus ihrem Verkehr mit vielen namhaften Künstlern herrührten. Zu den Perlen in diesem Schatz, der nunmehr nach Verlauf eines halben Jahrhunderts wohl auch gehoben werden wird, gehören Schumanns eigne Briefe an diese Freundin. Sie sind, fünfzehn an der Zahl, sämtlich schon gedruckt. Trotzdem glaube ich Schumanns Freunden — und

\*) Petronii Cena Trimalchionis. Mit deutscher Übersetzung und erklärenden Anmerkungen von Ludwig Friedländer, Professor in Königsberg. Leipzig, S. Hirzel, 1891.